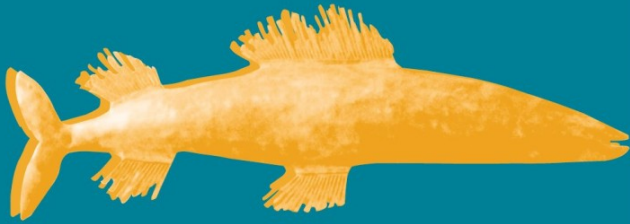


Iris Hanika



btb

Treffen sich zwei

Roman



btb

Man weiß nicht, wann sie es tut, und man weiß nicht, wo es sein wird, aber eines ist gewiß – irgendwann schlägt die Liebe zu: »Was da jetzt geschehen ist, das ist eine Fuge im Leben oder ein Riß durch die Zeit oder ein Bruch in der Welt, was auch immer.« Hier trifft es zwei, die über vierzig sind, und es trifft sie aus heiterem Himmel. Er hat ein paar Augen zum Niederknien, und sie ist so schön, dass er glaubt, er hat Halluzinationen.

Dieser Zustand hält jedoch nur wenige Tage an. »Was für ein Blödsinn das alles, dieses Gemache und Getue. Daß man nicht einfach normal sein konnte! Daß alles immer so kompliziert sein muß.« Es muß, und sei's nur zum Nutzen der Literatur und zur Erhöhung des Lesevergnügens.

Iris Hanika ist eine liebevolle und unbestechlich genaue Beobachterin des Gefühlshaushalts von uns Zeitgenossen. Ihr Witz, ihre Genauigkeit und ihre sprachliche Eleganz demonstrieren mit leichter Hand, warum dieses älteste Thema der Literatur uns allen so am Herzen liegt.

IRIS HANIKA, geboren 1962 in Würzburg, zog 1979 nach Berlin, wo sie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft studierte und wo sie nach wie vor lebt.

Veröffentlichungen: »Katharina oder Die Existenzverpflichtung« (Erzählung, 1992), »Das Loch im Brot« (Chronik, 2003), »Musik für Flughäfen« (Kurze Texte, 2005), »Die Wette auf das Unbewußte oder Was Sie schon immer über Psychoanalyse wissen wollten« (mit Edith Seifert, 2006) sowie »Berlin im Licht. 24 Stunden Webcam« (hg. mit Stefanie Flamm), »Das Eigentliche« (Roman, 2010), »Tanzen auf Beton« (Roman, 2012), »Wie der Müll geordnet wird«. 2006 erhielt Iris Hanika den Hans-Fallada-Preis.

www.iris-hanika.de

Iris Hanika

Treffen sich zwei

Roman

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

16. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2010

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © Literaturverlag Droschl Graz – Wien 2008

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach einem

Umschlagentwurf von Sonja Hennersdorf

Umschlagmotiv: Manfred Sieloff

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73976-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Desire itself is movement
Not in itself desirable;
Love is itself unmoving,
Only the cause and end of movement,
Timeless, and undesiring
Except in the aspect of time
Caught in the form of limitation
Between un-being and being.

T. S. Eliot, *Burnt Norton*

IM AUGUST IST DIE ZEIT ANGEHALTEN. Die Bäume und Sträucher stehen so selbstgewiß in ihrem tiefen Grün, als kennten sie keine andere Gestalt als diese. Die Tage sind hell und hoch, als gäbe es keine Dunkelheit, die Nächte nur ein kurzes Innehalten in der Endlosigkeit des Daseins, in dieser Ewigkeit, im Glück des Sommers. Und auch das Menschenleben ist angehalten. Die Leiber fallen aus sich heraus und liegen aufgelöst in den warmen Tümpeln der stehenden Zeit. Ein großes Innehalten ist der Sommer im August, eine Tür ins Paradies.

DER SOMMER HATTE SPÄT BEGONNEN. Im Mai, im Juni, im Juli war monatelang alles mögliche gewesen, mal Spätherbst, mal Vorfrühling, mal gar nichts; nie hatte das Wetter dem Datum entsprochen. Erst pünktlich mit dem August war es heiß geworden, worüber sich ausnahmsweise niemand beschwerte. In der Hitze lösten sich die Konturen auf, da hatten die Körper keine Grenzen mehr. Haut und Luft bestanden aus demselben Stoff, sie rieselten ineinander, als wären sie nur zwei verschiedene Arten von Sand. Und weil außen und innen nicht mehr voneinander zu trennen waren und alle Körper ineinanderströmten, waren sie auch alle miteinander verbunden und wohnten gemeinsam in der Welt, die ihnen doch gehörte.

Drinne in der Stadt waren spät am Abend die Straßen voll. Überall saßen welche vor den leeren Cafés, aus denen Musik herauswehte und deren Räumlichkeiten sich, da das Bild von Menschenleibern ungestört war, in ihrer ganzen Schönheit präsentierten. Die Leiber schlenderten derweil draußen vorbei und präsentierten nun ihre Schönheit. Und wenn sie keine zu präsentieren hatten, war's ihnen auch egal. Wo sich alles auflöste, wurden nicht einmal mehr die Vorschriften für vorzeigbare leibliche Schönheit eingehalten; und daran das Erstaunlichste war, daß sich auch hierüber niemand beklagte. Es war eine erhabene Zeit. Die Tage wollten nicht enden, und die Nächte waren schon wie das Glück, einfach bloß, weil sie Nächte waren. Und alle Menschen waren Brüder und Schwestern, die sich in ihrer Gleichartigkeit erkannten und an ihren Unterschieden erfreuten. Zudem war es die Zeit, in der alle in einem fort an die Möglichkeiten der geschlechtlichen Vermischung dachten, weil sie sich sowieso immerzu die Kleider vom Leibe reißen wollten.

In so einer aufgeprickelten Augustnacht war es, daß seine Augen zum ersten Mal angekrochen kamen und durch ihre hindurch ins Herz hinunter ihr fuhren und gleich weiter. So

war das auch später immer: Seine Augen kamen von irgendwoher angekrochen, über den Tisch oder von unter dem Bettuch oder von der anderen Straßenseite her. Meistens krochen sie aber einfach in ihrem Hirn herum. Da kamen sie dann aus dem Erinnerungssalzstock, den sie doch atombombensicher zubetoniert glaubte, und das wurde ihr ein großes Problem, daß sie seine Augen nicht schließen konnte, sondern sie vielmehr sofort wieder angekrochen kamen, wenn sie die ihren schloß, und sogleich in ihr Herz hinunterrutschten und weiter durch sie hindurch und sie kraulten und von innen auflösten wie an diesem ersten Abend im erhabenen August, in dem sie schon von außen und sowieso aufgelöst war.

ER WAR NICHT SO POETISCH, wenigstens nicht in Worten. Er erzählte ihr später immer wieder, daß er das nie vergessen werde, wie er sie zum ersten Mal sah, und wie seine Hypophyse sofort zu eiern begonnen habe, eben als er sie sah, weil sie so aussah wie ... ja, eben so, wie sie aussieht. So schön und so frisch und so ... ach. Es sei praktisch wie ein Algorithmus gewesen, denn er habe sie, kaum daß er sie zum ersten Mal gesehen hatte, einfach bloß haben wollen und an sonst gar nichts mehr denken können. »Ich hätte dich so gerne gleich mit nach Hause genommen, ich wollte nicht mal mehr mein Bier austrinken«, sagte er ihr, nachdem sie schon ein paarmal bei ihm zu Hause gewesen war und er auch bei ihr. Dann verstummte er, dafür krochen seine Augen von unten her über ihr Gesicht und in ihre Augen hinein und so weiter, und seine Lippen krochen gleich hinterher.

Aber das war noch einige Zeit bis dahin. An diesem Abend im August hatte er nicht so lange gearbeitet wie sonst in den letzten Wochen jeden Tag. Es war ihm, der den Winter lieber mochte, einfach zu heiß gewesen und schon darum nun auch einmal egal, daß sich in dieser Quatschfirma, in die sie ihn vor zwei Wochen, von denen er jeden einzelnen Tag verfluchte, geschickt hatten, keiner mit dem Process and Application Management Model (PAMM) von Aliqoli Esfahani beschäftigt hatte, weswegen er und Eckhard die einzigen waren, die es beherrschten, während die Leute, die dort angestellt waren, sagten, daß das nun eine recht komplexe Angelegenheit sei (»weil die in ihren Hirnen eben eher unterkomplex sind!«). Dabei war es doch nicht nur eine völlig neue, sondern vor allem die erste wirklich mal umfassende und darum eine absolut großartige Methode zur Restrukturierung nicht allein des IT-Systems, sondern der ganzen Firma, mit der als erstes der neue E-shop, der endlich *state of the art* sein würde, implementiert werden sollte. Aber schon die Typen aus der Technik

waren zu faul, sich mit dem PAMM zu beschäftigen, und verließen sich lieber ganz auf ihn und Eckhard. Um so schlimmer waren die Mitarbeiter aus den anderen Abteilungen, die nicht begreifen wollten, wie ihnen hier die Arbeit erleichtert werden sollte, weil sie zwar an ihren Workshops teilnahmen, sich dort aber nicht einmal Notizen machten und darum weiterhin Medienbrüche betrieben, als wäre das ihr Hobby. Das trieb ihn echt zur Verzweiflung.

Als er am späten Nachmittag sah, wie ein Mitarbeiter aus dem Vertrieb eine E-mail des Vertriebsleiters ausdrückte und per Fax an den Kunden weiterschickte, lief das Faß bei ihm über. Eigentlich hätte er gerne gebrüllt, aber er fühlte sich plötzlich ganz schwach.

Als wären sämtliche Akkus auf einen Schlag entleert worden, so war das.

Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, geschweige denn brüllen.

»Ich geh' jetzt«, hatte er nur sagen können und sich umgedreht und den Raum verlassen und nicht nach links noch rechts geschaut, sondern bloß auf sein Taschentelefon, um es auszuschalten. Er hielt, um niemanden ansehen zu müssen, auch weiter den Kopf leicht gesenkt, als er durch die langen Flure und aus der Firma hinaus und auf den Parkplatz ging. Als er glücklich in seinem Auto saß, ließ er alle Fenster gleichzeitig herunter und schaltete das Kaltgebläse volle Lotte an, bevor er in seinem Sitz versank, die Augen schloß und den Kopf hängen ließ. Er gab sich Mühe, extra tief zu atmen, bis er endlich ruhig genug war, um nach Hause zu fahren. Vielleicht hatte es keiner mitgekriegt, daß er in Wirklichkeit nicht ent-, sondern komplett geladen war, oder sie hatten es gerade mitgekriegt, und deswegen hatte keiner was gesagt, um ihn vielleicht aufzuhalten.

Er brauchte fast eine Stunde, bis er zuhause war, so langsam fuhr er. Es war gar nicht besonders viel Verkehr, aber er war

derart benommen, daß er zu schnellen Reaktionen kaum in der Lage gewesen wäre und darum fürchtete zu verunglücken, wenn er den Druck, unter dem er stand, aufs Gaspedal übertragen hätte.

Daheim lief er auf einmal in seiner Wohnung hin und her wie der Panther im Käfig, was ihm erst bewußt wurde, als er das schon eine halbe Stunde lang getan hatte.

»Jetzt bin ich verrückt geworden«, dachte er, konnte aber noch immer nicht aufhören, so hin und her zu laufen. Nur daß er jetzt außerdem noch die ganze Zeit »ich bin verrückt geworden« dachte und nichts anderes mehr, was ihn doppelt verrückt machte. Er war froh, als es ihm endlich gelang, den Weg vom Fenster ins Innere der Wohnung mit einem Schwung zu verlängern, der ihn unter die Dusche führte, wo er eine halbe Stunde verbrachte, weil er, nachdem er sich schon dreimal eingeseift und wieder abgespült, auch die Haare schon zweimal gewaschen hatte, das Wasser nicht mehr abstellen konnte, denn er wußte nicht, was anschließend geschehen sollte, wenn er wieder im Trockenen wäre. Schließlich begann seine Haut aufzuquellen, und das gefiel ihm nun auch nicht. Also drehte er das Wasser ab, blieb aber, bevor es ihm gelang, den Duschvorhang zur Seite zu ziehen, noch so lange in der Wanne stehen, daß er schon fast von selber wieder trocken geworden war. Kaum war er angezogen, lief er wieder hin und her. Das ging so lange, bis er begriff, daß er die Wohnung verlassen mußte, um freizukommen, daß er es schaffen mußte, zur Tür hinauszukommen, bevor die CPU crashte. Hinaus, nur hinaus!

Es dauerte noch eine Weile, bis er auf seinem Weg vom Fenster zurück nicht an der Zimmertür umkehrte, sondern, ohne anzuhalten, geradeaus durch die Tür hinausgehen konnte, durchs Treppenhaus hinunter, auf die Straße und schnurstracks ins O-Paradies, um dieses Programm abzubrechen und die Speicher zu löschen.

Das Programm abbrechen, den Ablauf anhalten, die Speicher löschen. So hatte er das in der Zeit genannt, als er seine Diplomarbeit schrieb. Mit vielen Bieren die Speicher löschen. Das O-Paradies schien ihm dafür der am besten geeignete Ort, weil dort alle möglichen Arten von Leuten herumsaßen, jedoch garantiert keine Programmierer und auch keine Vertriebsmitarbeiter.

Er setzte sich auf einen der rotlackierten Barhocker am Tresen, bestellte das erste Bier bei dem homosexuellen Schankkellner und trank es in großen Schlucken konzentriert aus. Sobald das Glas leer war, bestellte er das nächste, das er dann schon in etwas kleineren, aber immer noch sehr konzentrierten Schlucken bis zur Neige trank. Das Speicherlöschmodul war korrekt angestoßen worden und wurde präzise abgearbeitet. Der Schankkellner schäumte gerade Milch auf, was sich anhörte wie ein startendes Flugzeug, verstand aber, was er wollte, als er auf sein zweites leeres Glas deutete, und nickte. Dann ging Thomas aufs Klo, und als er wiederkam, stand Senta neben seinem Barhocker. Stand da einfach. Stand da plötzlich diese Frau. Er begriff nicht gleich, was das nun war und blieb auf halbem Wege stehen, um sich seiner selbst zu vergewissern. Ob er jetzt schon Halluzinationen hatte oder was? Nach zwei Bier? Er war doch noch lange nicht blau genug, auch wenn es heiß war, um Dinge zu sehen, die gar nicht da waren. Als wären seine Wünsche aus ihm herausgetreten und hätten sich in diesem Frauenkörper materialisiert, so war das nämlich, was er da sah. Wie in »Matrix«, dachte er und wartete darauf, daß sich diese Erscheinung in fließenden Code auflösen würde.

Es war auch so still.

Als wären die Geräusche noch nicht programmiert worden.

Der Mann hinterm Tresen schob eine neue CD ein, drehte sich zum Zapfhahn um und ließ etwas Bier in Thomas' näch-

stes Glas laufen, dabei beugte er sich zur Seite und sah Senta tief in die Augen, bis die ihm sagte, was sie haben wollte, nämlich eine Weißweinschorle. Der Mann hinterm Tresen nickte, es zischten Geräusche durch die Lautsprecher, und während das große britisch-japanische Getrommel von der letzten CD der »Creatures« anhub, drehte sie sich um und sah ihn da stehen, ein paar Meter entfernt. Er sah sie ganz erschrocken an, und sie erschrak auch.

SOME DAY, HE'LL COME ALONG Als sie ihn das erste Mal sah *the man I love*, war sie wie vor den Kopf geschlagen. Im ersten Moment glaubte sie an eine Erscheinung *and he'll be big and strong*, denn er sah genau so aus *the man I love*, wie in ihren Gedanken immer der Mann ausgesehen hatte, den sie einmal lieben würde. *And when he comes my way, I'll do my best to make him stay. He'll look at me and smile and I'll understand. In a little while, he'll take my hand, and, though it seems absurd, I know we both won't say a word.* Bloß hatte sie sich nie Gedanken darüber gemacht, was anschließend geschehen sollte. *(We'll build a little home, just meant for two, from which I'll never roam, or what would you? And so all else above, I'm waiting for the man I love.)*

Nicht, daß er ihr Typ gewesen wäre oder sie ihn wenigstens besonders schön gefunden hätte, auch in ihren Hirnbildern war das nicht so gewesen. Sie hatte nur, wenn sie an den Mann gedacht hatte, den sie später einmal lieben würde, immer dieses Bild vor Augen gehabt.

Und nun war es Fleisch geworden.

Also war es jetzt soweit.

Die Liebe sollte beginnen.

Tatsächlich dachte sie in diesem Moment aber weniger an die Liebe, sondern mehr an ihr Bild von der Liebe, und daß er so aussah wie ihr Bild von diesem Mann, mit dem sie die Liebe durchexerzieren sollte, obwohl er kein Bild von einem Mann im landläufigen Sinne war. Nur ihr Bild von einem Mann. *Wie ich ihn oft gesehn, so steht er hier.*

Und weil sie ihn schon kannte, wenn auch nur von außen, er ihr zugleich aber völlig fremd war, da darum starrte sie stier ihn an und anstandslos, ganz und gar gar nicht verführerisch oder mädelmäßig mindestens, vielmehr mehr so dödelmäßig doof glubschglotzte sie ihn da an, so ein doofes Glubschgläufelgeglotzte veranstaltete sie da, oh je, und hörte gar nicht mehr

auf damit. Am Ende hatte das gewiß nur ein paar Sekunden gedauert, aber die innere Zeit läuft ja ganz anders als die äußere, und als sie ihn sah, blieb sie einfach stehen, die Zeit, und stand so da, wie er da stand, mitten im Raum, vielleicht drei Meter entfernt von ihr, ganz ruhig, ihr gerade gegenüber. Er sagte nichts, er schaute sie nur an und ließ sich ruhig von ihr betrachten, wie sie sich von ihm betrachten ließ.

DAS WAR IHRE ERSTE BEGEGNUNG.

Das Schicksal hatte zugeschlagen, und sie nahmen es an.
Was blieb ihnen übrig?

Gegen sein Schicksal kann man sich nicht auflehnen. Oder doch? Natürlich doch schon irgendwie. Aber gegen sein Liebeschicksal nicht, kann man sich nicht auflehnen, nicht. Will man ja auch gar nicht. Oder doch? Nein. Nein, nein, nein. Oder doch? Nein. Zu dem sagt man ja, ich will, ich will, ja, ich will.

Wo das Schicksal aber zuschlägt, da wächst kein Gras mehr.
*Wenn du so bist wie dein Lachen, möchte ich dich wiederseh'n,
möchte mit dir Sachen machen, sogar mit dir untergeh'n, sogar
mit dir untergeh'n.*

»Du hast da gestanden wie eine Erscheinung«, erzählte sie ihm später. »Als ich hereinkam, war das O-Paradies völlig leer und ganz still, also relativ still, es lief gerade keine Musik, und als ich dann am Tresen stand und meine Weißweinschorle bestellt hatte und bloß zufällig zur Seite schaute, da hast du da gestanden und mich angestarrt wie einen Berggeist.«

»Wie einen Traumgeist«, korrigierte er.

»Und dann wußte ich nicht, was ich tun sollte«, sagte sie.

»Aber erst hast du mich auch angestarrt«, sagte er, »das werde ich nie vergessen, wie du mich da angestarrt hast. So erschrocken irgendwie.«

»Aber du hast doch genauso erschrocken geglotzt.«

»Na ja, weil du ... weil du so ... Ach.«

SENTA HATTE DEN GANZEN NACHMITTAG in der Galerie mit dem »Lebensrückblick« von Lou Andreas-Salomé verbracht und war davon immer konfuser geworden, von diesem endlos wabernden Stil, der nie auf den Punkt kam, von dieser Fülle des Unkonkreten, von dieser stilistisch reinsten Ausprägung der präventiös preziösen Frau. Der hassenswertesten Art von Frau, einer Schande fürs ganze Geschlecht, dachte sie, aber das war nur die Eifersucht, weil Nietzsche diese Frau geliebt und diese Frau diese Liebe nicht erwidert hatte. Immer werden solche Frauen von solchen Männern geliebt. Hätte Nietzsche dagegen sie, Senta, geliebt, dann wäre wohl einiges anders verlaufen, wahrscheinlich sogar in der Geschichte der Philosophie. Zumindest hätte sie ihn natürlich zurückgeliebt, beziehungsweise wenigstens versucht, ihn nicht kaputtzumachen. Auf den dem Buch beigegebenen Fotos sah sie, wie Lou Andreas-Salomés Ehemann innerhalb von vier Jahren von dem orientalisches prinzenschönen Mann mit den geschnörkelten Augen, der er auf dem Verlobungsbild war, zu einem ausgezehrtten Depressionswrack mit Tränensäcken und vielen weißen Haaren im Bart geworden war. Auf der einen Seite des Buches dieser zauberisch schöne Mann, und wenn man umschlug, gleich auf der Rückseite, diese fast nicht wiederzuerkennende Ruine! Warum lieben solche Männer bloß immer solche Frauen, fragte sie sich, wo die doch offenkundig nichts anderes tun, als sie schnurstracks zugrundezurichten?

Sie hatte das Buch vom ersten Absatz an gehaßt, denn schon der war wie ein Schlag mit dem Gummihammer auf die Stirn *Unser erstes Erlebnis ist, bemerkenswerter Weise, ein Entschwund. Eben noch waren wir alles, unabgeteilt, war unabteilbar von uns irgendwelches Sein – da wurden wir ins Geborenwerden gedrängt, wurden zu einem Restteilchen davon, das fortan bestrebt sein muß, nicht in immer weitergehende Verkürzungen zu geraten, sich zu behaupten an der sich immer breiter vor ihm aufrichtenden Gegenwart, in die es aus seiner All-*

fülle fiel wie in – zunächst beraubende – Leere, dennoch hatte sie es nicht aus der Hand legen können, sondern sich Seite um Seite weitergefressen, wobei ihr immer übler wurde. Dann kam die Geschichte mit Rilke. Da ging es am allerwenigsten zur Sache. Was hatten die nun eigentlich miteinander?, fragte sie sich, das heißt, sie fragte sich, ob es in diesem Verhältnis überhaupt jemals zum Äußersten gekommen war, oder ob die da auch nur so miteinander herumgewabert hatten, im endlosen Beziehungsgespräch ihre Liebe zelebrierend. Und daß der auch noch Rainer heißen mußte! Darum womöglich hatte sie nicht aufhören können, es zu lesen, weil sie ja selber voll war von diesem Namen. Bei allen Raineranrufungen hoffte sie auf eine Antwort von Rainer, und darum, weil keine kam, wurde ihr immer übler von dem Buch, und bald fühlte sie sich, als hätte sie drei Kilo Kartoffelchips in sich hineingestopft; also völlig überfressen, aber nicht satt. Sie wurde immer schwächer bei der Lektüre und immer eifersüchtiger, weil dieser Rainer ja nun den Anrufungen eine ganze Weile lang offenbar doch geantwortet hatte. Zwar ging es absolut nie zur Sache, was Senta besonders nervös machte, zwar rief auch Lou, die Schnatze, immer nur in die Vergangenheit, doch so lächerlich das auch war, schien sie dazu weit mehr Recht zu haben als sie, Senta, die seit Wochen auch nichts anderes tat, als Rainer anzurufen, immer nur in Gedanken natürlich. Ihn wirklich anzurufen, wagte sie nicht, wo er sie nicht mehr anrief und überhaupt nur wenige Male angerufen hatte.

Am Ende kamen ihr die Tränen, dabei las sie, gleichfalls seit Wochen, unerbittlich ein Buch nach dem anderen, um endlich mit der Heulerei wegen Rainer aufzuhören. Aber dann endeten die Kapitel über Rainer in einem Gedicht, wie jede liebende Frau sich eins geschrieben wünscht und jede nichtgeliebte Frau noch viel mehr, die unglücklich liebende aber am allermeisten, und das war auch noch eingeleitet worden von der herzerreißendsten Raineranrufung von allen.

*Ich geh doch immer auf Dich zu
mit meinem ganzen Gehn
denn wer bin ich und wer bist Du
wenn wir uns nicht verstehn –*

Und da konnte sie nicht mehr und heulte haltlos los. Wegen Rainer. Aus Eifersucht auf Lou. Wegen Nietzsche. Wegen Friedrich Carl Andreas. Weil der einmal so schön war. Weil die Welt so ungerecht war. Weil die Männer in den bildungsbürgerlichen Kreisen, auf die sie aspirierte, sich immer in diese Schnatzen verliebten, die sich dadurch auszeichneten, daß sie immer so wissend gequält lächelten, wenn die Namen bedeutender Intellektueller/Dichter/Künstler/Regisseure fielen, und die all ihre wenigen Sätze so intonierten, als würden sie gerade jetzt etwas ganz besonders überraschend Neues sagen.

(– o Rainer, dieser Augenblick ist mir Gegenwart immerdar –)

Immer dieses Gewaber und Gewese und »Was will das Weib?«, keiner weiß es.

Doch wußte sie es selbst? Was sie wollte, wirklich wollte, wußte sie das?

Na, auch egal.

Und außerdem heulte sie, weil Rainer nicht nur nicht mehr anrief, sondern auch keinesfalls zu diesem Kreis von Männern gerechnet werden konnte, der ihrer Liebe überhaupt würdig gewesen wäre. Eigentlich fand sie ihn nämlich ein bißchen doof. Eigentlich sogar ziemlich doof, aber nur in ihren hellen Momenten. Darum heulte sie, sobald so ein heller Moment vorbei war, gleich doppelt soviel. Nicht nur unglücklich verliebt, sondern auch noch in jemanden, der ihre Liebe nicht einmal hätte schätzen können, wenn er es gewollt hätte!

Normalerweise ging sie nicht mehr aus dem Haus, wenn sie heulte. An diesem Abend jedoch war ihr, als müsse sie verrückt werden, wenn sie die Wohnung nicht verließ, weil sie eben nicht wegen Rainer nur heulte, sondern auch aus Wut auf Lou. Daß aber sie sich daheim in Tränen ertränken sollte und dabei den Tussis draußen kampfflos das Feld überließ, das ging denn doch gegen ihren Stolz.

So wusch sie sich das Gesicht mit viel kaltem Wasser, um die Verwüstungen der Heulerei zu beseitigen. Dieses aber vermag kaltes Wasser allein nicht zu leisten. Also verteilte sie auf ihrer ganzen verheulten Larve das *Blanc Universel* von Chanel, das zu Recht die Gattungsbezeichnung *Embelliseur de teint* trägt, nachdem sie in die geschwollenen Tränensäcke das *Gel Contour des Yeux Anti-Poches Anti-Cernes* von Clarins zart hineingeklopft hatte, legte Lidschatten auf, malte sich die Lippen rot und puderte sie sorgfältig ab, ebenso den Rest des Gesichts, zudem Hals und Dekolleté. Ihre Haare hatte sie vorher schon gut durchgebürstet und hochgesteckt. Schließlich duschte sie in *Champs-Elysées* von Guerlain (das war nur ein Eau de Toilette, darum konnte sie ruhig ein bißchen mehr davon nehmen). Dann zog sie ihre schönste Bluse an und den schönen Rock und auch die schönen Schuhe.

Sie hatte sich zurechtgemacht wie für einen Ball, und in dieser Aufmachung ging sie ins O-Paradies, einen beliebten Treffpunkt für Lesben und Schwule an der Oranienstraße in Kreuzberg 36.

DREIßIG METER LANGE ARME müßte ich haben, damit ich greifen könnte, wonach meine Sehnsucht geht, denn es ist immer zu fern von mir, und ich kann es auch schlecht sehen. Es ist immer dreißig Meter entfernt von mir, worauf meine Sehnsucht sich richtet, und ich kann gar nicht sagen, was es ist; ich weiß nur, daß ich noch nie in seine Nähe gekommen bin. Nur soviel weiß ich: Worauf meine Sehnsucht sich richtet, ist schöner, reiner, natürlicher als alles, was ich kenne, und es ist so vollkommen, daß es auch das Unvollkommene gewähren läßt, auch mich anerkennt in meiner Eigenart, so, wie ich bin. Dreißig Meter entfernt von mir.

ES MUßTEN ÄUßERE MÄCHTE zum Wirken kommen, damit aus ihrer Erstarrung Thomas und Senta sich lösen und ihren Blicken andere Ziele geben konnten als dies redundante Aug' in Aug'. Die schwule Tresenkraft war's, die die Zeit wieder anstieß, indem sie Sentas Glas auf den Tresen stellte. Senta bemerkte das zwar in ihren gebannten Augenwinkeln, aber es reichte noch nicht hin, sie von Thomas zu lösen. Erst als der Mann »die Weißweinschorle« sagte, und zwar ziemlich laut, weil das Getrommel aus den Lautsprechern inzwischen sehr heftig geworden war, erst da wandte Senta sich ab. »Zwei vierzig« wurden gefordert, das erzwang eine Handlung. Senta war erleichtert und wühlte sich so entschlossen, als wäre sie fremdes Territorium, in ihre Handtasche hinein, bis sie ihren Geldbeutel umklammerte, weil ihr die Hände zitterten, und hielt den Kopf gesenkt, weil sie Angst hatte, wieder diesen Augen zu begegnen, die so unvermutet im Raum gestanden hatten und immer noch da standen, weil Thomas nicht wußte, was er tun sollte, und sich erst bewegen konnte, als Senta ihr Glas nahm und sich umdrehte, nicht in seine Richtung, und aus dem Bild verschwand. Da lockerten sich seine Muskeln, und er konnte vorsichtig zu seinem Barhocker zurückstaksen.

So viele Fädchen hatten sie mit ihren Blicken hin und her geschossen, daß es gar kein Faden mehr war, was sie da zwischen sich gesponnen hatten, sondern mehr ein Seil, und zwar eins aus Drähten. Das ließen sie nun durchhängen, es schleifte am Boden, und Senta trug Sorge, nicht darauf herumzutrampeln oder gar darüberzustolpern, während Thomas es gerne aufgenommen und wieder gestrafft hätte, so daß Senta ihn praktisch wie ganz natürlich zu sich hinübergezogen und es so ausgesehen hätte, als hätte er gar nichts dazu getan (*halb zog sie ihn, halb sank er hin*, diese Tour). Indes zerschmolz, nachdem sie sich voneinander abgewandt hatten, das Seil von der Mitte her, und dann hingen ihnen die Reste wie offene Schnürsenkel um

die FüÙe herum. Das war gefahrlieh. Wenn sie beim Gehen draufgetreten wären, hätten sie fallen können.

Senta setzte sich so weit entfernt von ihm hin wie möglich, einmal die Diagonale durch den leeren Raum, in die Ecke, während Thomas auf seinem roten Barhocker saÙ und erst einmal die Flaschen hinterm Tresen anstarrte, aber nicht lang. Bald drehte er sich in den Raum hinein, saÙ mit dem Rücken zum Fenster, den rechten Arm, der in der das Bierglas umfangenden Hand endete, auf den Tresen gestützt, und konnte nun mit nur leichter Drehung des Kopfes nach links zu Senta hinüberschauen. Senta starrte zur Tür hinaus auf den Transformatorenkasten, der dort stand und auf dem ein Plakat klebte, das unter der Überschrift »Ritmo de Bacardi« zum Besuch eines Tanzvergnuens einlud. Ihr war das unheimlich, was gerade geschehen war. Ohne den Kopf zu wenden, nur mit einer Augenbewegung schaute sie zum Tresen hinüber und sah dort Thomas' Halbprofil, aus dem nun seine in die uÙersten Winkel geschobenen Augen herausblinkten, so daÙ Senta sofort wieder zur Tür hinauschaute. DrauÙen gingen Leute vorbei. Es führen auch Autos vorbei und jemand auf einem Fahrrad. Thomas senkte den Blick und überlegte. Als nun Senta bei ihrem nächsten Blick feststellte, daÙ er gerade nicht zu ihr heruberschaute, betrachtete sie ihn eingehend.

Auf diese Weise spannen sie neue Fädchen.

Thomas trug nicht sehr verwaschene Jeans und ein dünnes weiÙes Hemd mit wenigen dünnen blauen Längsstreifen. Dazu leichte dunkelbraune Slipper. Die Hose wurde mit einem Ledergürtel am Leib gehalten. Seine rötlich-hellbraunen Haare waren dick und wellig, aber ein biÙchen zu lang, aus ihrem Fassonschnitt gerade herausgewachsen. Und er hatte Sommersprossen.

Wieder so einer, dachte Senta.

– o Rainer! –